

Die Emotionen des Rechtspopulismus¹

Mikko Salmela (Helsinki), Christian von Scheve (Berlin)

Erschienen in:

Latenz. Journal für Philosophie und Gesellschaft, Arbeit und Technik, Kunst und Kultur, 02/2017, 11-37.

¹ Dieser Beitrag ist eine deutlich überarbeitete Übersetzung eines englischsprachigen Artikels, der in der Zeitschrift *Social Science Information* zur Publikation angenommen wurde. Die Übersetzung wurde gefördert mit Mitteln des Sonderforschungsbereichs 1171 *Affective Societies* an der Freien Universität Berlin. M.S. erhielt eine Förderung des *Academy of Finland Centre of Excellence in the Philosophy of Social Sciences*.

Einleitung

Rechtspopulistische politische Parteien und soziale Bewegungen gelten weithin als Herausforderung für liberale und demokratische Gesellschaften. Dies zeigt sich besonders an Debatten um die Aufnahme von Flüchtlingen und Asylsuchenden, die bis vor Kurzem den öffentlichen Diskurs vor allem in Europa dominiert haben. Doch auch wenn Konsens darüber zu herrschen scheint, dass rechtspopulistische Parteien Solidarität und Zusammenhalt innerhalb und zwischen den Gesellschaften Europas beeinträchtigen, ist es den Sozialwissenschaften bislang kaum gelungen, den Erfolg solcher Parteien auf zufriedenstellende Weise zu erklären.

Ein einflussreicher Versuch bringt den jüngsten Aufstieg des Rechtspopulismus mit den weitreichenden sozialen und ökonomischen Veränderungen in Verbindung, die mit Modernisierung, Globalisierung und wirtschaftlichen Deregulierung einhergehen (Arzheimer 2009, Beyme 1988). Diese Veränderungen, so eine gängige Argumentation, haben den industriell und nationalstaatlich geprägten Kapitalismus des 20. Jahrhunderts in einen globalen, postindustriellen Kapitalismus überführt, der sich im 21. Jahrhundert vor allem durch eine erhöhte Mobilität von Arbeitsplätzen, Arbeitskräften und Kapital auszeichnet. Eine Konsequenz dieser Entwicklungen ist, dass zahlreiche Arbeitsplätze in außereuropäische Länder verlagert wurden und viele gering qualifizierte Erwerbstätige nach wie vor um ihren Arbeitsplatz fürchten müssen.

Die politische Destabilisierung von Ländern Afrikas und des Nahen Ostens sowie eine zunehmende transnationale Mobilität haben zudem bedeutende Migrationsbewegungen nach Europa angestoßen. Dabei ist festzustellen, dass vor allem die jüngst Zugereisten Arbeit suchend sind, über keine Arbeitserlaubnis verfügen, im Niedriglohnsektor tätig sind oder statusniedere Tätigkeiten übernehmen, die die einheimische Erwerbsbevölkerung nicht zu übernehmen bereit ist.

Diese Transformationen und Entgrenzungen gehen mit erheblichen Veränderungen in den Konstellationen von Wirtschaft und Gesellschaft einher. Ökonomische Deregulierung und Privatisierung haben dazu geführt, dass sich Prinzipien von Wettbewerb und Leistung auf Lebensbereiche ausgedehnt haben, die bisher vorwiegend durch informellen Austausch und Reziprozitätsarrangements gekennzeichnet waren. Dies hat, neben anderen Veränderungen, eine zunehmende soziale Ungleichheit und einen Rückgang von Solidarität und gesellschaftlicher Integration mit sich gebracht. Da Lebensentwürfe und -risiken zunehmend individualisiert werden, sind Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer mehr und mehr gefordert, wie selbständige Unternehmer zu denken und zu handeln, konkurrieren sie doch um Arbeitsplätze und soziale Anerkennung.

Empirische Studien zeigen einerseits, dass diejenigen, die am stärksten von den skizzierten Veränderungen betroffen sind, den höchsten Anteil der Wählerinnen und Wähler der Parteien des rechten Rands ausmachen. Dazu zählen z. B. Arbeiter, Rentner, Geringqualifizierte, geringverdienende Selbständige und Beschäftigte im öffentlichen Dienst (Betz 1994, Kriesi 1999, Norris 2005). Andererseits vermag dieser Wandel die Anziehungskraft rechtspopulistischer Parteien nur partiell zu erklären (Eatwell 2003, Flecker et al. 2007, Mudde 2007, Norris 2005). Aus dieser Perspektive müsste sich ein deutlicher Zusammenhang zwischen dem Anteil an Migranten und Asylsuchenden in einem Land und dem Erfolg rechtspopulistischer Parteien zeigen. Auch wenn dies in Ländern wie Österreich, Belgien, Frankreich und Schweden der Fall ist, lassen sich etliche Fälle ausmachen, für die dieser Zusammenhang nicht existiert, beispielsweise Ungarn, Finnland und die Slowakei. Hier verzeichnen rechtspopulistische Parteien Wahlerfolge, obgleich diese Länder bislang kaum das Ziel von Migranten und Asylsuchenden waren. Vorbehalte gegenüber Zuwanderung und kultureller Diversität auf nationaler Ebene korrelieren nur in geringem

Maß mit dem Wahlerfolg rechtspopulistischer Parteien in ganz Europa. Dieser Zusammenhang existiert tatsächlich allein auf der Ebene des individuellen Wahlverhaltens.

Zweitens scheint sich bislang kein robuster Zusammenhang zwischen der Arbeitslosenquote und dem Erfolg rechtspopulistischer Parteien innerhalb eines Landes zu zeigen. Populistische Parteien sind auch in Ländern Nord- und Mitteleuropas erfolgreich, in denen die Arbeitslosenquote unter dem OECD-Durchschnitt liegt und soziale Sicherungssysteme zumindest Teile der Konsequenzen der Globalisierung abfedern. Gute Beispiele sind die Länder Skandinaviens, die Niederlande, Österreich und die Schweiz (Swank und Betz 2003). Darüber hinaus haben viele Länder ähnliche wirtschaftliche und gesellschaftliche Veränderungen durchlaufen, ohne dass dabei rechtspopulistische Parteien deutlich an Zulauf gewonnen hätten.

Drittens werden rechtspopulistische Parteien nicht ausschließlich von jenen unterstützt, die zu den Leidtragenden der Globalisierung zählen. Zu ihren Wählerinnen und Wählern zählen auch Menschen, die von diesen Entwicklungen profitieren, etwa junge Unternehmer und höher qualifizierte Berufstätige, die sich infolge ihres beruflichen Werdegangs stark mit den Zielen unternehmerischen Handelns identifizieren (Flecker et al. 2007). Dennoch finden sich gerade jüngst Anzeichen dafür, dass man zumindest in Europa nicht ohne weiteres von neoliberalen Einstellungen auf den Wahlerfolg rechtspopulistischer Parteien schließen kann (Arzheimer 2009).

Auch wenn diese strukturellen Erklärungsansätze dazu beitragen, die beträchtlichen Variationen im Wahlverhalten zu erhellen, gibt es doch auch substantielle „blinde Flecken“. Hier schließen wir uns zum Teil jenen Autoren an, die auf andere, eher psychologische Faktoren oder kollektive Mechanismen hinweisen, die zwischen den strukturellen Veränderungen und dem Erfolg rechtsgerichteter Parteien vermitteln (Minkenberg 2000). Fest steht, dass sich Wählerinnen und Wähler rechtspopulistischer Parteien durch negative

Einstellung gegenüber Immigranten, die subjektive Wahrnehmung ethnischer Bedrohung, Misstrauen gegenüber der etablierten Politik, eine autoritätsgläubige Persönlichkeit und eine analoge allgemeine politische Orientierung auszeichnen (Lubbers et al. 2000, Werts et al. 2012). Die bisherige Forschung hat wiederholt darauf hingewiesen, dass migrantenfeindliche Einstellungen und politische Unzufriedenheit die zuverlässigsten Prädiktoren für den Wahlerfolg rechter Parteien sind (Lubbers et al. 2002). Eine nationalistische Haltung, soziale Isolation und Protestverhalten spielen hingegen eine eher untergeordnete Rolle (Arzheimer 2009, Werts et al. 2012).

Alles in allem lässt sich festhalten, dass strukturelle und einstellungsbezogene Faktoren darauf hindeuten, dass auch die subjektive Wahrnehmung von Bedrohung und Verletzlichkeit zum Verständnis des Erfolgs rechtspopulistischer Parteien beiträgt. Dennoch sind die Bedingungen und Mechanismen, die der Wahrnehmung von Bedrohung und Verletzlichkeit zugrunde liegen, bislang kaum erforscht. Auf Grundlage klassischer und aktueller philosophischer und soziologischer Theorien möchten wir im Folgenden erstens argumentieren, dass Emotionen eine entscheidende Rolle bei der Hervorbringung dieser subjektiven Wahrnehmungen spielen und dass sie, zweitens, nicht als rein individuelle, sondern soziale Phänomene zu verstehen sind, die eng mit den strukturellen und einstellungsbezogenen Determinanten der Unterstützung rechtspopulistischer Parteien in Verbindung stehen.

Um dies zu verdeutlichen werden wir zunächst Arbeiten diskutieren, die bereits die Relevanz von Emotionen für die Unterstützung rechtspopulistischer Parteien hervorgehoben haben. Anschließend möchten wir argumentieren, dass Scham – vor allem uneingestandene Scham – eine zentrale, wenn auch oft übersehene Emotion ist, die die Unterstützung rechtspopulistischer Parteien motiviert. In einem dritten Schritt werden wir zwei Mechanismen aufzeigen, die für den Zusammenhang von Emotionen und der Unterstützung

rechtspopulistischer Parteien und Bewegungen zentral sind: erstens ein sozialpsychologischer Mechanismus, der dazu beiträgt, Scham in Wut zu transformieren, die sich gegen jene richtet ist, die man als Bedrohung der eigenen Identität wahrnimmt; zweitens ein makrosozialer Mechanismus, der dazu führt, dass die berufliche Identität von Personen zugunsten exklusiver Identitäten, die auf sozialen Kategorien wie Rasse, Nationalität oder Ethnizität basieren, in den Hintergrund tritt.

Ressentiment und Empörung: zwei Gefühlslagen rechter Gesinnung

In der Forschung zum Rechtspopulismus und allgemeiner zu rechten Gesinnungen sind Emotionen bislang nur unsystematisch verhandelt worden (Demertzis 2006). Eine der bekannteren Theorie zur Erklärung des Erfolgs rechtspopulistischer Parteien der „dritten Welle“ schreibt der *Empörung* (in der englischsprachigen Literatur: *resentment*) und dem *Ressentiment* eine bedeutende Rolle zu (Betz 2005; 1994).² Kern der Argumentation ist, dass solche Parteien vor allem Personen ansprechen, die angesichts der eingangs skizzierten gesellschaftlichen Entwicklungen ins Hintertreffen geraten sind sowie Ängste und Unsicherheiten bezüglich ihrer Identitäten und Lebensentwürfe verspüren, sich aufgrund des Verlusts sozialer Bindungen entfremdet und orientierungslos fühlen und Enttäuschung und

² Das englische *resentment* lässt sich nur schwer ins Deutsche übersetzen und ist, wie wir zu zeigen versuchen, etwas substantiell anderes als das *Ressentiment*. Am ehesten lässt sich *resentment* mit Begriffen wie Groll, Unmut, Verbitterung, Abgunst, oder Vergeltungsgefühl umschreiben. Wir schließen uns hier Nullmeier (2000, S. 90, Fn. 51) an, der den Begriff Empörung verwendet, sofern damit nicht nur „moralische Empörung, sondern jede Art des Ärgers und Aufregens über andere, eine Empfindung der Unangemessenheit des Tuns eines anderen gemeint ist“.

Misstrauen gegenüber Politik und Demokratie entwickeln (Guibernau 2013, Minkenberg 2000, Scheff 1994). Emotionen und Gefühle nehmen diesen Theorien zufolge zudem eine zentrale Rolle in der rechten politischen Rhetorik ein, die Themen wie Zuwanderung, Identität und Kultur sowie Arbeitslosigkeit und sozialen Abstieg mit Angst, Ärger Wut und Zorn sowie Gefühlen von Machtlosigkeit verknüpft.

Ohne Zweifel erleben potenzielle Wählerinnen und Wähler rechtsgerichteter Parteien – ebenso wie viele andere Personen – solche Emotionen in den genannten Kontexten. Diese Emotionen zu kanalisieren und zu instrumentalisieren ist ebenso sicher charakteristischer Bestandteil rechtspopulistischer politischer Strategien (Laclau 2005). Ein wesentliches Problem dieses Erklärungsmusters ist jedoch die vergleichsweise lose Konzeption der individuellen und kollektiven Mechanismen, die als vermittelnde Instanz zwischen makrosozialen gesellschaftlichen Veränderungen und individuellen politischen Einstellungen fungieren. Empörung (*resentment*) gilt meist als allgemeine affektive Kategorie, unter der etwa Betz (1994) diverse Emotionen fasst: (a) Misstrauen, Entfremdung, Unzufriedenheit, Zynismus, Pessimismus, Unsicherheit und ein Gefühl der Machtlosigkeit, (b) Wut über eine vermeintliche ungerechte oder unfaire Behandlung sowie (c) Hass als Intensivierung und/oder zeitliche Verlängerung von Verbitterung.

Während man unter Empörung (*resentment*) im Allgemeinen eine längerfristige affektive Haltung versteht, die als Reaktion auf eine wahrgenommene Beleidigung oder (moralische) Verletzung sowie aus der Wut und dem Aufregen über andere entsteht (Meltzer und Musolf 2002, Strawson 1974), bezeichnet der Begriff des Ressentiments, wie er von Nietzsche eingeführt und von Scheler (1994 [1915]) weiter ausgearbeitet wurde, eine Gefühlslage, die aus Emotionen wie Neid, Hass, Bosheit oder Missgunst gegenüber anderen entsteht – üblicherweise in Situationen, in denen man sich nicht in der Lage fühlt, diese Emotionen auszuleben. Als Folge werden sie verdrängt und in Wut, Feindseligkeit oder Hass

gegen eben jene anderen transformiert. Der Begriff des Ressentiments beinhaltet zudem, dass jemand sich insgeheim machtlos fühlt und glaubt, er sei weniger wert als andere.

Die wesentlichen Unterschiede zwischen Empörung und Ressentiment liegen daher im Gefühl der Machtlosigkeit und der Verdrängung anderer negativer Emotionen, die beim Ressentiment eine entscheidende Rolle spielen, aber nicht so sehr bei der Empörung. Aus diesem Grund muss zwischen beiden Begriffen sorgfältig unterschieden werden – vor allem, wenn es um die emotionalen Wurzeln des Rechtspopulismus geht.

Betz (2005: 28) will dieses konzeptionelle Problem zugunsten des Ressentiments lösen und argumentiert, dass das Ressentiment vorwiegend aus Selbstwahrnehmungen der Schwäche und Machtlosigkeit resultiert. Zugleich notiert er jedoch, dass es deutlich mehr als eine passive, impotente Emotion sei und immer auch den Wunsch nach der aktiven Herbeiführung von Wandel beinhalte, mit dem politische und kulturelle Institutionen infrage gestellt werden (Betz 2005: 28). Zwar ist dies eine wichtige und nötige terminologische Klärung, doch sie lässt die Beteiligung anderer negativer Emotionen außen vor, die sozusagen im „Hintergrund“ des Ressentiments für Erfahrungen individueller Schwäche und Machtlosigkeit sorgen. Betz und andere setzen sich mit dieser Frage nicht ausführlich auseinander, sondern ziehen es vor, den affektiven Hintergrund des Ressentiments unbestimmt zu halten. Doch selbst wenn es einen Zusammenhang zwischen dem Ressentiment als subjektivem Gefühl der Unterlegenheit und einer rechten Gesinnung geben sollte, wissen wir noch zu wenig über die mikro- und makrosozialen Mechanismen, die diesen Zusammenhang überhaupt erst hervorbringen. Im Folgenden versuchen wir daher, einige dieser Mechanismen zu identifizieren.

Theorien zum Ressentiment lassen sich weiter präzisieren, wenn man zu klären vermag, warum das Ressentiment ein wichtiger Baustein der Unterstützung rechtspopulistischer Parteien wie der Österreichischen Freiheitspartei (FPÖ), der

französischen Front National (FN), der Alternative für Deutschland (AfD) oder der Fremskrittspartiet (FrP) in Norwegen ist. Dazu erarbeiten wir einen Mechanismus, der bestimmte negative Emotionen – insbesondere Angst und Unsicherheit – in Wut, Empörung und Hass transformiert. Zwar nennt die bestehende Literatur diese Emotionen bereits als mehr oder weniger starke Kräfte der Unterstützung rechts- wie linkspopulistischer Parteien, doch wir werden argumentieren, dass die enge Verflechtung dieser Emotionen mit dem Gefühl der Scham – im Rechtspopulismus insbesondere der verdrängten Scham – für die emotionale Dynamik charakteristisch ist, die der Unterstützung rechtspopulistischer Parteien zugrunde liegt.

Angst vor dem „islamistischen Terrorismus“ zum Beispiel motiviert ganz direkt dazu, rechtsgerichtete Parteien zu unterstützen, die einen kulturellen Protektionismus und eine Obergrenze für Zuwanderung fordern, ohne dass andere vermittelnde Emotionen eine Rolle spielt. In gleicher Weise können Empörung oder Wut über Bankenrettungen oder eine von umfassenden Sparmaßnahmen geprägte Politik direkt dazu motivieren, populistische Linksparteien zu wählen, wie mehrfach argumentiert wurde (z. B. Davou und Demertzis 2013, della Porta 2015). Wir weisen darauf hin, dass unabhängig von diesem Einfluss zeitgenössische kapitalistische Gesellschaften durch Ängste und Unsicherheiten gekennzeichnet sind, die zu einer tatsächlichen oder antizipierten *Scham* beitragen, die – sofern sie uneingestanden bleibt – in Wut und Empörung transformiert wird, wie insbesondere soziologische Emotionstheorien nahelegen (Scheff 1994, Turner 2007). Wir meinen, dass die Wahrscheinlichkeit einer Verdrängung der Scham eng mit den skizzierten strukturellen Determinanten der Unterstützung des Rechtspopulismus zusammenhängt und somit ein Mechanismus sein könnte, der eine vermittelnde Instanz zwischen strukturellen gesellschaftlichen Veränderungen und dem Erfolg rechter Parteien darstellt.

Eine wichtige Prämisse dieses Arguments ist, dass Menschen dazu tendieren, Wut und Hass, die aus verdrängter Scham resultieren, von sich auf andere zu richten. Eben deshalb tragen gerade solche politischen Strategien und Rhetoriken dazu bei, Unterstützung für eine Politik zu gewinnen, die Scham-induzierte Wut und Scham-induzierten Hass auf wahrgenommene Antagonisten des Selbst und entsprechende sozialen Gruppen und Kategorien lenken, z. B. Flüchtlinge, Einwanderer, Langzeitarbeitslose, politische und kulturelle Eliten oder die „Mainstream“-Medien.

Gefühlslagen von Globalisierung und Individualisierung

Wut und Empörung

Von allen Emotionen, die von Rechtspopulisten und deren Anhängern zum Ausdruck gebracht werden, sind Wut, Ärger und Empörung sicher die sichtbarsten. Sie sind *die* Emotion des Protestes, und die Identität und das Image rechter Parteien wurzelt im Protest gegen die vielfältigen gesellschaftlichen und kulturellen Veränderungen, die wir eingangs beschrieben haben (van Stekelenburg und Klandermans 2007). Während Wut und Ärger die generischen Gefühle desjenigen sind, dem Schaden oder Unrecht widerfahren ist, kann Empörung als spezifisch moralischer Ärger gelten, der aus Verletzung, Beleidigung und Herabwürdigung resultiert. In diesem Fall geht mit der Empörung eine Abneigung sowohl gegen diejenige einher, die für das Unrecht verantwortlich sind, als auch gegen jene, die von dem Unrecht profitieren.

Die Berufsarbeit mit ihren vielfältigen Implikationen für sozialen Status und Anerkennung gilt als besondere Quelle von Ärger und Empörung (Rackow et al. 2012). Aufgrund individualisierter Karrieren, Lebens- und Berufsrisiken wird der Angestellte zum „Unternehmerischen Selbst“ (Bröckling 2007), das mit anderen um diverse Ressourcen und soziale Anerkennung konkurriert. Selbst wer trotz der allgegenwärtigen Herausforderungen

seinen Arbeitsplatz behält, spürt den Druck zunehmender Belastung und gesteigerter Flexibilitätsanforderungen. Lohnarbeit wird zunehmend als Überlebenskampf wahrgenommen, bei dem Angestellte trotz Leistungserbringung um ihren Lebensstandard und sozialen Status fürchten müssen (vgl. auch Neckel 2008). Personen, von denen man (auch unberechtigterweise) annimmt, dass sie Erwerbsarbeit meiden oder sich auf Kosten anderer bereichern, wird daher häufig das Recht auf Sozialleistungen oder andere Vergünstigungen abgesprochen. Dazu zählen unter anderem politische Eliten, Flüchtlinge, Immigranten, Langzeitarbeitslose und Bezieher von Grundsicherungsleistungen, die allzu oft zur Projektionsfläche der Empörung werden (vgl. Flecker et al. 2007: 41f).

Diese Empörung können sowohl jene verspüren, die als Leidtragende der skizzierten gesellschaftlichen Veränderungen gelten als auch diejenigen, die davon profitieren. Statt Mitgefühl und Solidarität gegenüber Menschen zu zeigen, denen es schlechter geht als einem selbst, findet sich vielfach die Auffassung, dass diejenigen, die „nicht genug leisten“, zu sanktionieren sind. Insbesondere Zuwanderer sind hier in einer perfiden Zwickmühle: Sind sie erwerbstätig, bezichtigt man sie, den Einheimischen die „Arbeit wegzunehmen“. Gehen sie keiner Erwerbsarbeit nach, so sehen sie sich dem Vorwurf ausgesetzt, Sozialleistungen zu missbrauchen. Rechtspopulisten nutzen diese Zwangslage, indem sie sich und ihre Klientel in beiden Fällen als Opfer stilisieren.

Die Kluft zwischen Menschen in prekären Lebensumständen und den besser Gestellten wird besonders dann virulent, wenn die Verantwortung für eine schwierige Arbeitsmarkt- und Wirtschaftslage gesichtslos und rigiden makroökonomischen bzw. strukturellen Entwicklungen zugeschrieben wird, wie bspw. im Mediendiskurs zur Finanzkrise 2008/2009 deutlich wird (von Scheve et al. 2016). In der Konsequenz werden Erwerbslose und Menschen in prekären Lebensumständen ebenso zur Zielscheibe der „Wutbürger“ wie die politischen Eliten, denen vielfach Tatenlosigkeit angesichts der

gesellschaftlichen Herausforderungen angelastet wird. Die Kluft zwischen Erwerbstätigen und Erwerbslosen wird zusätzlich durch die Auffassung verschärft, jeder sei selbst für seine Beschäftigungslage selbst verantwortlich, und zwar unabhängig von den Bedingungen des Arbeitsmarkts. Diese Annahme hilft Erwerbstätigen dabei, optimistisch zu bleiben und den Gedanken zu verdrängen, dass selbst diejenigen, die den wettbewerbsorientierten Ethos des zeitgenössischen Kapitalismus weitgehend verinnerlicht haben, zumindest potenziell von Arbeitslosigkeit bedroht sind (vgl. Berlant 2011).

Dabei sind Arbeitslose beileibe nicht die einzigen, gegen die sich die Empörung rechtsgerichteter Bürgerinnen und Bürger richtet. Rechtspopulistische Parteien bringen häufig Missgunst, Feindseligkeit und Hass gegenüber ethnischen, religiösen und sexuellen Minderheiten sowie kulturellen Eliten zum Ausdruck, die als Bedrohung von Sicherheit, nationaler Identität, traditioneller Institutionen oder tradiertem Geschlechterrollen wahrgenommen werden (Sakki und Pettersson 2016). Die Empörung richtet sich zudem gegen Fremdgruppen und Außenseiter und all jene, die sich vermeintlich in puncto Werthaltungen, Einstellungen und kulturellen Praktiken von einer vorgestellten „Mehrheitsgesellschaft“ unterscheiden und daher als Bedrohung wahrgenommen werden. Dabei ist es kaum möglich, konkrete Verletzungen von Normen zu identifizieren, die eine solche Empörung moralisch rechtfertigen würden, auch wenn Rechtspopulisten immer wieder bestrebt sind, stichhaltige Beweise dafür zu liefern und den „politischen“ und „kulturellen Eliten“ vorwerfen, Migranten im Namen des Multikulturalismus gegenüber jedweden Vorwurfs in Schutz zu nehmen (Mols und Jetten 2014, Sakki und Pettersson 2016).

Und doch deuten die Intensität der Empörung und das Missverhältnis zwischen subjektiver Wahrnehmung und empirischer Realität darauf hin, dass die Empörung zumindest teilweise als eine Art Ressentiment im Sinne Schellers zu verstehen ist, das aus der Verdrängung weiterer negativer Emotionen entsteht und durch Gefühle der Machtlosigkeit

und Minderwertigkeit gekennzeichnet ist. In diesem Fall gilt es eben diese anderen negativen Emotionen und ihre Ursprünge besser zu verstehen. Ohne Zweifel ist das Missverhältnis zwischen subjektiver Wahrnehmung und empirischer Wirklichkeit immer auch Ergebnis unterschiedlicher Diskurse und Öffentlichkeiten. Das allein ist aber noch kein hinreichender Grund, einer eingehenden Analyse des Ressentiments ihre Aussagekraft abzuspochen.

Verunsicherung, Machtlosigkeit und Abstiegsängste

Man ist sich weitgehend einig, dass zu den wichtigsten Folgen der sozialen und wirtschaftlichen Veränderungen seit Ende des 20. Jahrhunderts vielfältige Verunsicherungen und der Verlust von Vertrauen in staatliche Institutionen zählen (Bauman 2001). Solche Folgen werden – gerade auch aus historischer Perspektive – zu einem fruchtbaren Boden für rechte Gesinnungen und rechtspopulistische Bewegungen (Kinnvall 2013). Individuelle Unsicherheitsgefühle in zeitgenössischen Gesellschaften sind existenzieller und kultureller, sozialer, physischer, ökologischer und ökonomischer Art (Flecker et al. 2007, Nachtwey 2016). Auch wenn der Ursprung solcher Verunsicherungen sozialer und globaler Natur ist, werden sie doch stets als *individuelle* Verunsicherung erlebt. Ein Grund für diese Individualisierung von Verunsicherung liegt sicherlich darin, dass Menschen angesichts von Globalisierung, Enttraditionalisierung und -solidarisierung sowie der Konjunktur neuer, weitgehend individualisierter Lebensformen zunehmend auf sich allein gestellt sind. Angesichts lang andauernder prekärer Lebenslagen erscheint die Aussicht auf eine bessere Zukunft immer unwahrscheinlicher, so dass die Gegenwart stattdessen in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit rückt. Laut Bauman (2001: 52) ist dies durchaus eine rationale Strategie in einer Welt, in der die Zukunft eher als Bedrohung den als Verheißung erscheint. So lassen wirtschaftliche und kulturelle Verunsicherung nicht nur die materiellen Lebensbedingungen als gefährdet erscheinen, sondern ebenso lebenswichtige sozialer Identitäten, deren

wahrgenommene Bedrohung negative Konsequenzen für ein angemessenes Selbstwertgefühl hat (Bauman 1998).

Insofern spielen Verunsicherung, Unsicherheitsgefühle und Abstiegsängste vielfach eine größere Rolle als die tatsächliche Stabilität der sozialen Position. Insofern fühlen sich auch Menschen in vergleichsweise sicherer Position durch die skizzierten Veränderungen bedroht, denn jede Niederlage, jeder Abstieg anderer rückt das potenzielle eigene Scheitern in den Mittelpunkt und nährt die Angst vor dem Abstieg (Bauman 2001: 51; vgl. auch Neckel 2008, Nachtwey 2016). Erscheint die Zukunft als Bedrohung, kann die Vergangenheit zum ideellen Rückzugsort und vermeintlich sicheren Hafen werden. Nostalgische Haltungen stellen den Widrigkeiten der Gegenwart – und vor allem der furchteinflößenden Zukunft – die „gute alte Zeit“ gegenüber. Rechtspopulistische Bewegungen verstehen es, auf dieses Bedürfnis mit reaktionären Utopien und Erzählungen zu reagieren, die traditionelle Gemeinschaftsformen mit ethnischer, nationaler und kultureller Homogenität hervorheben. Heteronormative Narrative, die patriarchalische Werte und Geschlechterrollen in den Vordergrund stellen, sowie Metaphern, die den Begriff der Nation mit dem der Familie verbinden, sind im rechtspopulistischen Diskurs sowohl in Europa als auch in den USA weit verbreitet (Wodak 2015). Die Tatsache, dass solche Narrative eine zielgerichtete Mischung aus Fiktion und Wirklichkeit darstellen, ist symptomatisch für das Bedürfnis, die Vergangenheit zu beschönigen. Sie sind notwendig, damit die Vergangenheit zu den aktuellen Idealen exklusiver Identitäten passt und um die Vorstellung zu untermauern, die Nation befinde sich einmal mehr mit anderen „im Krieg“ (Ahmed 2004, Kinnvall 2013, Mols und Jetten 2014, Wodak und Forchtner 2014).

Intergruppen-Emotionen

Auch wenn Wut und Empörung sowie Gefühle von Verunsicherung und Machtlosigkeit in der Regel in breiteren gesellschaftlichen und kulturellen Kontexten

diskutiert werden, so gelten sie doch weithin als individuelle emotionale Phänomene verstanden. Um diese Ansicht zu ergänzen, möchten wir die These aufstellen, dass sich für diese Gefühle und Emotionen sowohl *individuelle* als auch *kollektive* Ausprägungen finden, die einen direkten Anteil am Prozess kollektiver Mobilisierung haben (Salmela und Nagatsu 2016). Sozialpsychologische Theorien zur Intergruppen-Emotionen sind besonders instruktiv, wenn man verstehen möchte, wie sich Wut und Empörung als Resultat verdrängter Scham gegen vermeintliche Fremdgruppen richten und wie sie in der politischen Mobilisierung gegen diese Gruppen münden können.

Die Theorie der Intergruppen-Emotion (Smith und Mackie 2015) geht davon aus, dass wir Emotionen vielfach dann erleben, wenn wir uns mit einer sozialen Gruppe oder einer anderen Form von Kollektivität identifizieren. Im Gegensatz zu individuellen Emotionen entstehen Intergruppen-Emotionen wenn die soziale Identität einer Person und die Absichten, Wünsche und Belange der Gruppe, mit der die Person sich identifiziert, in den Vordergrund rücken. In dem Moment, in dem wir uns als zugehörig zu einer bestimmten Gruppe wahrnehmen, bewerten wir Ereignisse nicht nur auf Grundlage persönlicher Belange, sondern auch in Bezug auf die Anliegen der Gruppe (die nicht notwendigerweise mit den eigenen Belangen übereinstimmen müssen).

Intergruppen-Emotionen gelten als besonders relevant für solche Kontexte, in denen Konflikte, Konkurrenz, der soziale Vergleich und die soziale Differenzierung in Bezug auf das kulturelle Selbstverständnis und die kollektive Identität eine Rolle spielen. Oftmals richten sich solche Emotionen gegen Minoritäten und Fremdgruppen, die als kollektive Bedrohung wahrgenommen werden, z. B. Wut und Empörung gegenüber Migranten, Homosexuellen oder religiösen Minderheiten. Intergruppen-Emotionen können sich gleichwohl aber auch auf die Eigengruppe richten, z. B. Stolz und Freude. Rechtspopulistische Parteien und Bewegungen bedienen sich oft der Strategie, unter

bestimmten Bedingungen religiöse oder nationalistische Identitäten zu betonen oder überhaupt erst diskursiv zu erzeugen, um dadurch in ihrer Anhängerschaft gezielt bestimmte Emotionen hervorzurufen. Die Behauptung „Wir, das deutsche Volk, fühlen uns von den religiösen Praktiken der Muslime verletzt und herabgewürdigt“, ist exemplarisch: zunächst wird eine konkrete Gruppenidentität hervorgehoben und in der Folge wird der Eigengruppe eine Emotion zugeschrieben. Wie Moons und andere (2009) gezeigt haben, etablieren Gruppen zudem soziale Normen, die vorgeben, welche affektive Haltung gegenüber bestimmten Themen und Ereignissen einzunehmen ist.

Wut, Ärger und Empörung können als Emotionen, die bestimmte Gruppenzugehörigkeiten und -dynamiken widerspiegeln, zudem zu einem besseren Verständnis der Unterstützung rechtspopulistischer Parteien beitragen, da sie starke motivationale Tendenzen aufweisen. Im Gegensatz zu individuellen Emotionen werden solche Tendenzen bei Intergruppen-Emotionen oftmals diskursiv und mediatisiert in entsprechende Handlungen umgesetzt, da sich die Interaktion mit Fremdgruppen bzw. Fremdgruppenmitgliedern vielfach medial ereignet. Ohne Zweifel zählen auch Gewalt, Rassismus und Diskriminierung gegenüber Fremdgruppenmitgliedern in der direkten sozialen Interaktion zu solchen Handlungsweisen, jedoch deutlich seltener als ihre mediatisierten Pendanten.

Scham – die unsichtbare Emotion des Rechtspopulismus

Zwar sind Wut, Ärger, Ressentiments und Gefühle von Unsicherheit und Machtlosigkeit wichtige Prädiktoren für die Unterstützung rechtspopulistischer Parteien. Wir argumentieren jedoch, dass eine komplexe und bedeutende Emotion in der aktuellen Forschung weitgehend vernachlässigt wird, vermutlich, weil sie in der medialen Berichterstattung kaum auftaucht: die Scham. Ein Grund dafür ist, dass die Scham außerordentlich negative und aversive Erlebnisqualitäten aufweist, so dass sie vielfach

verdrängt wird und uneingestanden bzw. unartikuliert bleibt. Im folgenden werden wir zunächst die vielfach indirekten Hinweise auf die Scham in der Literatur zum Rechtspopulismus hervorheben, um dann die Scham selbst, ihre Verdrängung und ihre Transformation in Wut und Empörung zu analysieren.

Scham als *antizipierte* Emotion spielt zunächst im Hinblick auf die Angst vor dem sozialen Abstieg eine zentrale Rolle. Antizipierte Scham mag zwar kein ebenso intensives Gefühl wie die tatsächliche Scham sein, aber sie ähnelt ihr dahingehend, dass sie als unangenehm wahrgenommen wird und negative Folgen für das Selbst zeitigt. Sie signalisiert einen zu erwartenden Verlust, der vorgehend in die Gegenwart transportiert wird und sich von der bloßen Gefahr oder Möglichkeit eines Verlustes oder einer Ausgrenzung unterscheidet (Ahmed 2004, Barbalet und Demertzis 2013, Miceli und Castelfranchi 2015, Neckel 1991). Je unsicherer sich ein Individuum hinsichtlich seiner Fähigkeit fühlt, den eigenen Status und Lebensstandard zu halten, je mehr antizipiert es die negativen Konsequenzen eines tatsächlichen Abstiegs. In Zeiten eines beschleunigten sozialen Wandels und ungewisser Berufsaussichten, in denen viele eine Phase der Erwerbslosigkeit erlebt haben oder sich in befristeter Anstellung befinden, können sich nur wenige von diesen Ängsten befreien. Je mehr es zu verlieren gilt, desto stärker tritt die Angst vor einem zu erwartenden Verlust von Status und Lebensstandard zu Tage und umso substantieller wird die antizipierte Scham über diesen Verlust empfunden, vor allem weil die Verantwortung für einen solchen Verlust inzwischen stark individualisiert ist.

Die *Gefahr* von Prekarisierung und sozialem Abstieg scheint politisch wichtiger zu sein als der tatsächliche soziale Abstieg, vor allem weil die Wählerinnen und Wähler der neuen Rechtsparteien nicht in erster Linie aus jenen bestehen, die von der Globalisierung besonders stark betroffen sind, wie Langzeitarbeitslose und Empfänger anderer Sozialleistungen (Eatwell 2003, Mudde 2007). Menschen in prekären Lebensumständen sind

sich ihrer Situation ebenso bewusst wie der Anstrengungen, die nötig sind, um sich jenseits der Abgehängten und Ausgeschlossenen zu halten. Abstiegsängste erstrecken sich aber auch auf deutlich breitere Segmente der Gesellschaft, etwa die Mittelschichten, für die Stellenabbau, Umstrukturierungen und Privatisierung schwerwiegende Konsequenzen haben können (Mau 2015; Nachtwey 2016). Die Anfälligkeit für wirtschaftliche Einbußen und sozialen Abstieg sowie die Ängste, die damit verbunden sind, stellen ich daher als ein gemeinsamer Nenner für alle von der Prekarisierung betroffenen Schichten dar.

Solche (antizipierten) Verluste weisen einen engen Bezug zum Stigma auf (Goffman 1963) und stehen nach Lewis (1995) und Walker (2014) in direktem Zusammenhang mit der Scham. Zwar kann man sich aufgrund ihrer Uneingestandenheit und Unartikuliertheit analytisch kaum ausschließlich auf die Scham konzentrieren, jedoch bezieht sich der Begriff Stigma eindeutig auf Merkmale oder Eigenschaften, die öffentlich sichtbar sind. Da das Stigma zugleich einen bestimmten Mangel an etwas beinhaltet, über das andere verfügen und das weithin wertgeschätzt wird, ist es eng mit dem Erleben von Scham verbunden. Lewis (1995) argumentiert, dass Scham – ebenso wie Schuld oder Stolz – nichtöffentlich hervorgerufen und erlebt werden kann (aber nicht muss), etwa wenn man feststellt, dass man bestimmte soziale oder moralische Maßstäbe nicht erfüllen kann.

Neben der antizipierten Scham ist es vor allem der Verlust des Selbstwertgefühls, der Menschen am unteren Ende der Gesellschaft zugeschrieben wird (Bauman 1998, Guibernau 2013). Das Selbstwertgefühl wird in diesen Kontexten zwar kaum jemals eingehend analysiert, aber die Scham ist ganz offensichtlich eng mit dem Verlust des Selbstwertgefühls verbunden. Deonna, Rodogno und Teroni (2012: 87) gehen davon aus, dass Scham nicht einfach ein Schlag gegen das Selbstwertgefühl ist, sondern zugleich mit der Wahrnehmung von Abwertung und Wertlosigkeit einhergeht. Menschen, die sich wertlos oder überflüssig fühlen, empfinden vor allem dann Scham, wenn die konstitutiven Werte ihrer sozialen

Identität aus besseren Zeiten stammen und daher in der gegenwärtigen Situation als unerreichbar erscheinen. Der Verlust des Selbstwertgefühls hat noch gravierendere Konsequenzen, wenn er eher als *global* denn als *spezifisch* eingeschätzt wird und mehrere Rollen und Identitäten einer Person betrifft.

Schlussendlich finden sich in der Literatur Hinweise darauf, dass Menschen, die für rechte Ideologien empfänglich sind, die Ursachen negativer Affekte oftmals sich selbst zuzuschreiben und zudem auf individuelle Bewältigungsstrategien setzen. Flecker und andere (2007: 46) weisen in dem Zusammenhang darauf hin, dass individualistische psychologische Bewältigungsstrategien einerseits den kapitalistischen Arbeitsethos fördern, können andererseits aber auch Versagensängste und Risiken produzieren. Wer die Schuld für beruflichen Misserfolg aufgrund eines strengen Arbeitsethos zuerst bei sich selbst sucht, macht sich besonders anfällig für das Empfinden von Scham.

Scham, soziale Identität und Wut

Scham, Demütigung und Schuld sind Emotionen, die auf die Kernbestandteile des Selbst gerichtet sind. Von diesen drei Emotionen gilt die Scham gemeinhin als schmerzhafteste, weil sie das Selbst in seiner Ganzheit angreift, anstatt sich auf eher spezifische Handlungen zu konzentrieren, wie es bei der Schuld der Fall ist, oder darauf, das Opfer einer erniedrigenden und unverdienten Behandlung zu sein, wie bei der Demütigung (Deonna et al. 2012). Dennoch sind Demütigung und Scham eng miteinander verbunden: Gibt sich eine Person selbst die Schuld für eine erlittene Demütigung, etwa weil sie Arbeitslosengeld II beantragen muss, so wandelt sich die Scham automatisch in Demütigung. Nach Deonna und anderen (2012) empfinden wir Scham, wenn es uns nicht gelingt, den eigenen (sozial geteilten) Standards und Werthaltungen zu entsprechen oder diese Werte auch nur ansatzweise in unserem Verhalten zum Ausdruck zu bringen. Andererseits wird vielfach der soziale Charakter der Scham hervorgehoben und argumentiert, dass Scham immer dort

entsteht, wo es nicht gelingt, den normativen Erwartungen einer realen oder imaginierten Öffentlichkeit gerecht zu werden (Calhoun 2004, Scheff 1994, Tangney and Dearing 2002).

Beide Kriterien sind unserer Ansicht nach relevant, bedürfen aber zugleich einer Erweiterung. Ursprünglich und typischerweise ist Scham eine soziale Emotion, die eine Bedrohung für soziale Bindungen signalisiert, selbst wenn man sie als Folge von Verstößen gegen die eigenen Werthaltungen empfindet. Diejenigen Werte und Normen, die zum Grutmesser der Beurteilung des Selbst werden, sind weder ausschließlich unsere persönlichen Werte noch die Werte anderer. Stattdessen sind diese Werte *sowohl* unsere eigenen, die wir selbst unterstützen und verinnerlichen – *als auch* die anderer, mit denen wir diese Werte teilen. Somit schämen wir uns nicht (oder müssen es zumindest nicht), wenn gegen Werte oder Normen verstoßen wird, deren Geltung wir nicht anerkennen.

Als fundamental soziale Wesen teilen wir die meisten der für uns relevanten Werte mit anderen, und diese soziale Teilhabe ist oft ein konstitutiver Teil unserer sozialen Identität; insofern ist es durchaus nicht verwunderlich, dass die meisten unserer Werte zugleich die Werte anderer sind (vgl. von Scheve 2015). Umso wichtiger ist es, dass wir unseren eigenen Werten gerecht werden, nicht nur für die Anerkennung unserer sozialen Identität, sondern auch angesichts der schmerzlichen Erfahrung, wenn wir diesen Werten nicht gerecht werden und uns der (antizipierten) Ablehnung und Verachtung anderer ausgesetzt sehen. Das macht aus unserem diesbezüglichen Unvermögen ein *soziales Unvermögen* und aus der Scham über dieses Unvermögen eine *soziale Scham*, und zwar selbst dann, wenn wir diese Scham nichtöffentlich empfinden (vgl. Neckel 1991).

Wie Scheff (1994) und Turner (2007) ausführen, wird Scham oft aufgrund ihrer Schmerzhaftigkeit und negativen Implikationen für das Selbst verdrängt. Dabei unterscheiden beide zwischen bewusster, eingestandener und uneingestandener Scham, wobei letztere wiederum in offenkundige und umgeleitete Scham differenziert wird. Im Fall der

offenkundigen Scham wird sie bewusst wahrgenommen, aber das Subjekt kann oder will sie nicht als solche identifizieren und / oder anerkennen. Umgeleitete Scham ist hingegen diejenige Scham, die dem Subjekt nicht reflexiv zugänglich ist. Auch wenn die Scham nicht als solche erlebt wird, kann sie als undefinierte Emotion erlebt werden, wofür psychoanalytische Mechanismen der Verdrängung, Projektion und Attribution verantwortlich gemacht werden. Turner und Scheff weisen darauf hin, dass uneingestandene Scham nicht abklingt und vergeht, sondern hingegen weiter besteht, intensiver wird und sich in Wut und Ärger transformiert. An diesem Punkt wendet sich die Scham, für die sich das Subjekt zunächst selbst verantwortlich sieht, gegen andere. Auf diese Weise verändern psychologische Prozesse sowohl den Typus (von Scham zu Wut) als auch das Objekt der Emotion (vom Ich zu anderen). Der vermeintliche „Nutzen“ solcher Prozesse ist, das Selbst vor Verletzung zu schützen. Turner (2007) unterbreitet einen vergleichsweise präzisen Vorschlag, wie sich diese Transformation vollzieht. Er stellt die These auf, dass die Scham aus drei grundlegenden Emotionen besteht: Traurigkeit, Ärger über und Angst vor den Konsequenzen für das Selbst. Wird Scham verdrängt, so richtet sich der resultierende Ärger nicht etwa gegen das Selbst, sondern in diffuser Weise gegen die wahrgenommenen Antagonisten und „Feinde“ des Selbst und der sozialen Identität. Dies ist zugegeben eine spekulative These, die jedoch zumindest indirekt durch solche empirischen Befunde gestützt wird, die zeigen, dass Scham die Empathie gegenüber anderen verringert (Tangney und Dearing 2002).

Turner merkt an, dass Personen, die soziale Erwartungshaltungen in mehrfacher Hinsicht nicht erfüllen, anfälliger für Scham sind als jene, die diese Erwartungen erfüllen. Darüber hinaus seien Autoritätsstrukturen an sich bereits Scham generierend und sofern man diese Strukturen an die ungleiche Verteilung wertvoller Ressourcen knüpfe, steige die Wahrscheinlichkeit, dass Menschen die an sie gestellten Erwartungen in unterschiedlichen

Bereichen nicht erfüllen (können) (Turner 2007: 520f). Auf diese Weise entstünde in vielen Bereichen des sozialen Lebens Scham und, sofern diese verdrängt werde, Wut und Empörung, die sich auf die Antagonisten und Feinde des Selbst und der sozialen Identität richten (Turner 2007: 518).

Wichtig dabei ist, dass diese Verdrängung dem Subjekt die Erkenntnis darüber erschwert, in welchem Kontext die Scham ursprünglich entstanden ist. Aus diesem Grund werden die ursächlichen Gründe der Scham (die skizzierten gesellschaftlichen und ökonomischen Bedingungen) nur selten zum intentionalen Objekt von Wut, Ärger und Empörung (Turner 2007: 521). Ein weiterer Grund für die Unsichtbarkeit dieser ursächlichen Strukturen der Scham sind Ideologien, die in vielen Lebensbereichen eine ungleiche Verteilung von Ressourcen rechtfertigen, so z. B. ein wettbewerbsorientierter Individualismus. Wer solche Ideologien weitgehend verinnerlicht hat und nicht hinterfragt, kann die ursächliche Rolle sozialer Ungleichheit für die Entstehung der Scham kaum wahrnehmen. Turner (ebd.) weist zudem darauf hin, dass die Umleitung von Scham und der daraus resultierenden Empörung anfällig für strategische Interventionen und Manipulationen ist, bspw. durch politische Diskurse und Rhetorik und die damit transportierten kulturellen Deutungsmuster, die im Falle rechtspopulistischer Diskurse diverse Minderheiten, Eliten und die sozial Ausgeschlossenen zum Ziel haben. Zugleich kann eine solche kollektive Empörung zu einer Art sozialem Klebstoff werden, der starke Verbindungen zwischen Akteuren einer Gruppe oder Gemeinschaft herstellt (Ahmed 2004).

Positive kollektive Emotionen wie Stolz und Freude, die bei rituellen Begegnungen mit Gleichgesinnten erfahren werden, sind hierbei ebenfalls wichtig, um die sozialen Identitäten und die Solidarität innerhalb der Gruppe zu stärken (Turner 2007). So tragen kollektive Handlungen rechter Gruppierungen dazu bei, dass sich ihre Mitglieder überlegen fühlen und daraus ein Gefühl des Stolzes darüber ableiten, andere ängstigen und dominieren

zu können – ein Phänomen, das aus der Literatur zu Gangs, Hooligans und Skinheads hinreichend bekannt ist (Densley 2013). Auch soziale Medien, Blogs und Diskussionsforen sind Orte, an denen sich positive wie negative kollektive Emotionen kultivieren lassen, da Meinungen hier anonym und ohne die Gefahr kritischer Gegenstimmen geäußert werden können (Sakki und Pettersson 2016). Doch solange kollektiver Stolz auf die eigene soziale Identität aus verdrängter Scham resultiert, weist er vermutlich Merkmale auf, die Tracy und Robins (2007) dem „anmaßenden“ (*hubristic*) individuellen Stolz zuschreiben, nämlich eine narzisstische Selbstverherrlichung und antisoziales Verhalten. Tatsächlich hat man diese Art des Stolzes (Sullivan 2014) ebenso wie kollektiven Narzissmus (Golec de Zavala et al. 2009) mit Vorurteilen und Feindseligkeit gegenüber Fremdgruppen in Verbindung gebracht. Solche Beschreibungen ähneln auf individueller Ebene dem Ressentiment im Sinne Schelers.

Angesichts des potenziell geschlechtsspezifischen Charakters von Verunsicherungen und Ängsten vor sozialem Abstieg könnte man vermuten, dass es auch in der Dynamik verdrängter Scham und ihren Manifestationen geschlechtsspezifische Unterschiede gibt, auch wenn Scheff und Turner dies nicht diskutieren. Da das öffentliche zum Ausdruck bringen von Wut eher mit männlichen als mit weiblichen Rollen und Stereotypen verbunden ist, erscheint es möglich, dass sich auch verdrängte Scham geschlechtsspezifisch manifestiert. Diverse rechtspopulistische Parteien wie die Dansk Folkeparti, die AfD oder der französische Front National hatten oder haben weibliche Vorsitzende, und diese Parteien locken speziell Wählerinnen damit, dass sie sich angesichts der vorgeblichen Gefahren des Islam als Verfechter von Frauenrechten gerieren. Dennoch geht es bei vielen dieser Kontroversen, wie einem möglichen Burka-Verbot, nicht primär um die Rechte von muslimischen oder nicht-muslimischen Frauen. Vielmehr wird hier eine geschlechtsspezifische Argumentation für eine exkludierende und nationalistische Politik entwickelt, die sich ganz allgemein gegen nicht-weiße, nichtchristliche ethnische Gemeinschaften richtet, wie Wodak (2015, S. 163) feststellt.

Hier lässt sich eine indirektere, rhetorisch versiertere Aggression gegen „andere“ ausmachen als dort, wo direkt die vermeintlichen Antagonisten der Eigengruppe ins Visier genommen werden, und zwar auf eine Art und Weise – so könnte man zumindest spekulieren – die für weibliche Wähler attraktiver erscheinen mag als für männliche.

Schließlich finden sich gute Gründe für die Annahme, dass Scham insbesondere in zeitgenössischen westlichen Gesellschaften von besonderer Bedeutung ist, scheint sie doch eine der „master emotions“ (Scheff und Retzinger 2000) neoliberaler Wirtschaftsordnungen zu sein. Wettbewerb ist in vielen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens zum Hauptprinzip der Verteilung begehrter Ressourcen geworden. Mit Bauman (2001) hat eine neue „politics of life“ dazu geführt, dass zwischenmenschliche Beziehungen heute von Konsumgeist und Lustprinzip geprägt sind und über inhärente und oftmals implizite „Ausstiegsklauseln“ verfügen. Entsprechend wichtig ist es für das Individuum, sich um seinen Marktwert zu kümmern. Dieser Wert ist jedoch von einer inhärenten Unsicherheit bestimmt, die dazu führt, dass es sich wertlos, marginalisiert, ängstlich und frustriert fühlt (Mäkinen 2012). Hierbei ist zu berücksichtigen, dass verschiedene soziale Rollen und Identitäten je unterschiedliche Fähigkeiten und Kompetenzen als „Tauschwerte“ benötigen: im Arbeitsleben als Angestellte und Kollegin, im familiären Bereich als Ehepartner oder Elternteil. Solange Individuen ihren Wert primär an erfolgreichen Leistungen und / oder Selbstdarstellungen bemessen, ist dieser Wert notwendigerweise substantziellen Schwankungen unterworfen. Da sich Menschen in gegenwärtigen Gesellschaften für ihren Erfolg und Misserfolg in erster Linie selbst verantwortlich zeichnen, kann die Scham aus nicht erbrachter Leistung und nicht entsprochenen Erwartungen kaum vermieden, sondern höchstens verdrängt werden. Allgemein gilt daher: Je mehr Lebensbereiche einer Gesellschaft dem Wettbewerbsprinzip unterliegen, desto mehr Möglichkeiten entstehen, den konstitutiven Werten der eigenen

Identitäten nicht gerecht zu werden und infolgedessen aus dieser tatsächlichen – oder antizipierten – Unfähigkeit Scham zu empfinden.³

Scham und die Transformation sozialer Identitäten

Neben der Umleitung und Transformation der Scham in Wut und Empörung, die sich auf andere richten, möchten wir einen zweiten Mechanismus diskutieren, der möglicherweise zur Erklärung beitragen kann, warum bestimmte soziale Identitäten in rechtspopulistischen Diskursen hervorstechen und warum bestimmte Gruppen als Fremdgruppen abgewertet werden. Wir können uns emotional von solchen Identitäten distanzieren, die häufig mit Scham und andere negativen Gefühlen wie Angst, Wertlosigkeit oder Verwundbarkeit in Verbindung bringen. Für Scham besonders empfängliche Identitäten werden instabil, während solche Identitäten attraktiver erscheinen, die sich gegenwärtig als weniger anfällig für Scham und Beschämung zeigen.

In kapitalistischen Gesellschaften westlichen Zuschnitts sehen sich vor allem jene sozialen Identitäten Scham und Entfremdung ausgesetzt, die auf Ressourcen angewiesen sind, die nach den Prinzipien von Konkurrenz und Wettbewerb verteilt werden. Dazu zählen vor allem berufliche Identitäten, die über lange Zeiträume attraktiv und stabil und als solche Garanten von Anerkennung und Respekt waren (Bauman 1998, Beck 2000). Gegenwärtig erscheinen vor allem die beruflichen Identitäten einfacher und mittlerer Angestellter, die vielfach das Vertrauen in Gewerkschaften als Hüter ihrer Interessen verloren haben, in dieser

³ In ähnlicher Weise betont Scheler den Wettbewerb als Brutstätte des Ressentiments und argumentiert. Dieser Zusammenhang sei besonders ausgeprägt in Gesellschaften, in denen gleiche Rechte bzw. eine öffentlich anerkannte formale Gleichheit mit umfassenden faktischen Ungleichheiten einhergehen (Scheler 1994: 33).

Hinsicht als gefährdet, ebenso wie die beruflichen Identitäten höherer Angestellter, deren Arbeitgeber unter dem Druck von Globalisierung und Kostensenkung stehen.

Auf flexiblen Arbeitsmärkten, auf denen nahtlose berufliche Karrieren eher die Ausnahme sind, ist es wenig sinnvoll, eine starke emotionale Bindung zu einer beruflichen Identität zu entwickeln – auch wenn die Arbeitgeber dies im Zeitalter des emotionalen Kapitalismus fördern und fordern (Illouz 2007). Stattdessen gewinnen soziale Identitäten an Attraktivität, die Sinn, Selbstwertgefühl und ihre Definition von Leistungsfähigkeit aus Bereichen generieren, in denen marktwirtschaftliche Konkurrenzverhältnisse eher die Ausnahme sind, bspw. Nationalität, Ethnizität, Sprache, Religion und Geschlecht, und in denen sich Solidarität und Zugehörigkeit – vermeintlich – im Geflecht gemeinsamer Anliegen, Emotionen und Bedeutung erleben lassen.

Die Schwächung der Solidarität zwischen Arbeiterschaft und Angestellten und der Macht ihrer Gewerkschaften behindern in Verbindung mit der Prekarität beruflicher Identitäten sowie der Entgrenzung und Flexibilisierung von Arbeit die Mobilisierung der traditionellen Linken. Davon profitieren rechtspopulistische Parteien, die ihren Wählerinnen und Wählern vermeintlich „natürliche“ und „stabile“ Identitäten anbieten, die auf sozialen Kategorien wie Nationalität, Ethnie, Religion oder Geschlecht basieren. Solche Identitäten erscheinen stabil und weniger unsicher als solche, die auf einer Kombination von Leistung, Netzwerken, Hingabe und Zufall basieren, wie zum Beispiel eine kontinuierlich erfolgreiche berufliche Karriere.

Stolz auf Aspekte einer Identität auszuprägen, die keinerlei Anstrengung bedarf, erfordert weit weniger als der Stolz, der auf Taten und Leistungen beruht. Dort, wo auch erstere dem Wettbewerb ausgesetzt sind, können sich Individuen mit bestimmten Repräsentanten identifizieren, im Sport etwa mit einer Nationalmannschaft. Stabile soziale Kategorien sind attraktiv, weil man immer wieder auf sie zurückfallen kann, sofern andere

Identitäten keine Gratifikation und Zugehörigkeit erzeugen. Dies könnte die Beliebtheit des Rechtspopulismus sowohl bei den „Verlierern“ als auch bei einigen „Gewinnern“ des gegenwärtigen Kapitalismus erklären. Bei jenen, die sich in benachteiligten und prekären Position befinden, ist die Anziehungskraft stabiler Identitäten offensichtlich. Dass sie offenbar auch eine gewisse Anziehungskraft auf diejenigen ausüben, die von Globalisierung und wirtschaftlicher Liberalisierung profitieren, lässt sich damit erklären, dass die Profiteure um die Unsicherheit und Vergänglichkeit ihres Vorteils wissen.

Neoliberalism strikes back: Kein Entrinnen vor der Scham

Der Rechtspopulismus bietet seinen Anhängern und Sympathisanten kein Mittel gegen die Schrecken des postindustriellen Kapitalismus. Der Grund für dieses Dilemma ist, dass die Unterscheidung zwischen ökonomisch wertvollen und überflüssigen Bürgern, derer sich Rechtspopulisten bei ihrer Kritik an Zuwanderern, Flüchtlingen und Asylsuchenden bedienen, aus einer neoliberalen Sicht auf den idealen Staatsbürger entspringt, die sich auf jeden anwenden lässt, unabhängig von Nationalität und Ethnizität. Die Ausgeschlossenen und Abgehängten, die Ziel rechtspopulistischer Wut und Empörung sind, umfassen Inländer ebenso wie andere Personen, von denen es heißt, sie lebten auf Kosten einer „verantwortungsbewussten“ Mehrheit (Bauman 1998, Wacquant 2010, Mäkinen 2016).

Rechtspopulistische Parteien befürworten in der Regel einen Wohlfahrtschauvinismus und fordern, dass sozialstaatliche Leistungen auf das „eigene Volk“ beschränkt werden, auf Kosten von Zuwanderern, Flüchtlingen, Asylsuchenden und allgemein Menschen mit anderer Staatsbürgerschaft (Betz 1994, Guibernau 2013, Mudde 2007). Sie argumentieren, dass sich der Sozialstaat nur auf dem nötigen Niveau halten ließe, sofern Einheimische besondere Anspruchsrechte genießen. Das neoliberale Erbe des Rechtspopulismus lässt sich zudem dahingehend interpretieren, dass er sozialstaatliche Leistungen ausschließlich an Ruheständler

und Kranke auszahlen will. Leistungen für Erwerbslose können in dieser Logik kein Bestandteil eines Sozialstaats rechtspopulistischer Imagination sein. Zwar könnte man argumentieren, dass die Forderung, die Arbeitslosenunterstützung zu senken oder sie von unbezahlter Arbeit abhängig zu machen, bei traditionellen Rechtsparteien mehr Unterstützung findet als bei den neuen Rechtspopulisten. Dennoch sind neoliberale Einstellungen zur Arbeitslosigkeit in westlichen Gesellschaften insgesamt verbreitet, da sowohl Beschäftigte als auch Erwerbslose Arbeitslosigkeit als beschämend und stigmatisierend wahrnehmen (Starrin 2013).

Eine neoliberale Einstellung zu Arbeitslosenunterstützung und anderen Sozialleistungen bringt Teilnehmer prekärer Arbeitsmärkte in eine schwierige Lage. Wenn Erwerbslosigkeit und das Beziehen von Sozialtransfers als beschämend gelten, dann gibt es vor der Scham kein Entrinnen – außer man bleibt beschäftigt, zu welchen Bedingungen auch immer. Doch aufgrund der Prekarität des zeitgenössischen Arbeitslebens liegt es nicht immer an uns, ob wir beschäftigt bleiben, so dass die Scham einen Platz in unserem Leben behält, entweder als gegenwärtige Realität oder als antizipiertes Zukunftsszenario. In dieser Situation sind ausgleichende sozialstaatliche Mittel für diejenigen, die nicht von der Globalisierung und Liberalisierung profitieren, insofern psychologisch ineffektiv, als die Begünstigten ihre Zwangslage in jedem Fall als beschämend und stigmatisierend empfinden.

Dies könnte zumindest teilweise das Paradoxon erklären, warum rechtspopulistische Parteien auch in den relativ wohlhabenden und traditionell egalitären Ländern Nord- und Mitteleuropas so großen Zuspruch erfahren, in denen sich die Einkommensungleichheit in den vergangenen Jahren verschärft hat (Guibernau 2013, Swank und Betz 2003). Auch wenn diese Wohlfahrtsstaaten im Kontext anderer OECD-Länder immer noch als vergleichsweise egalitär gelten, kann die zunehmende Prekarisierung des Berufslebens in diesen Ländern, deren protestantisches Erbe die Bedeutung von Arbeit und Beschäftigung für ein gelungenes Leben

betont, besonders schwerwiegende Folgen haben (Beck 2000). Auch vor dem Hintergrund des traditionellen Egalitarismus kann der relative Verlust von Einkommen, Lebensstandard und sozialem Status im Vergleich zum status quo ante unter den tatsächlichen und potenziellen Verlierern dieser Entwicklungen Scham, Ärger und Empörung hervorrufen, so dass sie besonders empfänglich werden für die affektiv aufgeladenen Botschaften der Rechtspopulisten.

Literatur

- Ahmed S (2004) Affective economies. *Social Text* 22: 117–139.
- Arzheimer K (2009) Protest, neo-liberalism or anti-immigrant sentiment: What motivates the voters of the extreme right in Western Europe? *Zeitschrift für Vergleichende Politikwissenschaft* 2: 173–197.
- Barbalet J and Demertzis N (2013) Collective fear and societal change. In: Demertzis N (ed) *Emotions in Politics*. Basingstoke: Palgrave Macmillan, S.166–185.
- Bauman Z (1998) *Work, Consumerism, and the New Poor*. Buckingham: Open University Press.
- Bauman Z (2001) *The Individualized Society*. Cambridge: Polity Press.
- Beck U (2000) *The Brave New World of Work*. Cambridge: Polity Press.
- Berlant L (2011) *Cruel Optimism*. Durham, NC: Duke University Press.
- Betz HG (1994) *Radical Right-Wing Populism in Western Europe*. London: Macmillan.
- Betz HG (2005) Against the system: radical right-wing populism's challenge to liberal democracy. In: Rydgren J (ed) *Movements of Exclusion*. Hauppauge, NY: Nova, S. 25–40.
- Bröckling U (2007) *Das unternehmerische Selbst*. Berlin: Suhrkamp.
- Calhoun C (2004) An apology for moral shame. *Journal of Political Philosophy* 11: 1–20.
- della Porta D (2015) *Social Movements in Times of Austerity*. Cambridge: Polity Press.

- Davou B and Demertzis N. (2013) Feeling the Greek financial crisis. In: Demertzis, N (ed) *Emotions in Politics*. Basingstoke: Palgrave, S. 93–123.
- Demertzis N (2006) Emotions and populism. In Clarke S, Hoggett P, and Thompson S (eds) *Emotions, Politics and Society*. London: Palgrave Macmillan, S. 103–122.
- Densley JA (2013) *How Gangs Work: An Ethnography of Youth Violence*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Deonna J, Rodogno R and Teroni F (2012) *In Defense of Shame*. Oxford: Oxford University Press.
- Eatwell R (2003) Ten theories of extreme right. In: Merkl PH and Weinberg L (eds) *Right-Wing Extremism in the Twenty-First Century*. London: Cass, S. 47–73.
- Flecker J, Hentges G and Balazs G (2007) Potentials of political subjectivity and the various approaches to the extreme right: findings of the qualitative research. In: Flecker J (ed) *Changing Working Life and the Appeal of the Extreme Right*. Aldershot: Ashgate, S. 35–62.
- Goffman E (1963) *Stigma*. London: Penguin.
- Golec de Zavala A, Cichocka A and Eidelson R et al. (2009) Collective narcissism and its social consequences. *Journal of Personality and Social Psychology* 97: 1074–1096.
- Guibernau M (2013) *Belonging. Solidarity and Division in Modern Societies*. Cambridge: Polity Press.
- Hochschild AR (2016) *Strangers in Their Own Land*. New York: The New Press.
- Illouz E (2007) *Cold Intimacies*. London: Polity Press.
- Kinnvall C (2013) Trauma and the politics of fear: Europe at the crossroads. In: Demertzis N (ed) *Emotions in Politics*. London: Palgrave Macmillan, S. 143–166.
- Kriesi H (1999) Movements of the left, movements of the right: putting the mobilization of two new types of social movements into political context. In: Kitschelt H, Lange P and

- Marks G et al. (eds) *Continuity and Change in Contemporary Capitalism*. Cambridge: Cambridge University Press, S. 398–423.
- Laclau E (2005) *On Populist Reason*. London: Verso.
- Lewis M (1995) *Shame: The Exposed Self*. New York: Free Press.
- Lubbers M, Gijsberts M and Scheepers P (2002) Extreme right-wing voting in Western Europe. *European Journal of Political Research* 41(3): 345-378.
- Lubbers M, Scheepers P and Billiet J (2000) Multilevel modeling of Vlaams Blok voting. *Acta Politica* 35(4): 363-398.
- Mäkinen K (2012) *Becoming Valuable Selves*. Tampere: University of Tampere.
- Mäkinen K (2016) Struggles of citizenship and class: anti-immigration activism in Finland. *The Sociological Review* 65: 218–234.
- Mau S (2015) *Inequality, Marketization and the Majority Class*. Basingstoke: Palgrave.
- Meltzer BN and Musolf GR (2002) Resentment and resentment. *Sociological Inquiry* 72: 240–255.
- Miceli M and Castelfranchi C (2015) *Expectancy and Emotion*. Oxford: Oxford University Press.
- Minkenberg M (2000) Renewal of the radical right: between modernity and anti-modernity. *Government and Opposition* 35: 170–188.
- Mols F and Jetten J (2014) No guts, no glory: How framing the collective past paves the way for anti-immigrant sentiments. *International Journal of Intercultural Relations* 43: 74–86.
- Moons WG, Leonard DJ and Mackie DM et al. (2009) I feel our pain: Antecedents and consequences of emotional self-stereotyping. *Journal of Experimental Social Psychology* 45: 760–769.
- Mouffe C (2005) *On the Political*. New York: Routledge.

- Mudde C (2007) *Populist Radical Right Parties in Europe*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Nachtwey O (2016) *Die Abstiegs-gesellschaft*. Berlin: Suhrkamp.
- Neckel S (1991) *Status und Scham: zur symbolischen Reproduktion sozialer Ungleichheit*. Frankfurt am Main: Campus.
- Neckel S (2008) *Flucht nach vorn. Die Erfolgskultur der Marktgesellschaft*. Frankfurt am Main. Campus.
- Norris P (2005) *Radical right. Voters and parties in electoral market*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Nullmeier F (2000) *Politische Theorie des Sozialstaats*. Frankfurt am Main: Campus.
- Rackow K, Schupp J and von Scheve C (2012) Angst und Ärger. Zur Relevanz emotionaler Dimensionen sozialer Ungleichheit. *Zeitschrift für Soziologie* 41(5): 391–409.
- Sakki I and Pettersson K (2016) Discursive constructions of Otherness in populist right political blogs. *European Journal of Social Psychology* 46: 156–170.
- Salmela M and Nagatsu M (2016) Collective emotions and joint action: Beyond received and minimalist accounts. *Journal of Social Ontology* 2(1): 33–57.
- Scheff TJ (1994) *Bloody Revenge. Emotions, Nationalism, and War*. Lincoln: Authors Guild.
- Scheff TJ and Retzinger SM (2000) Shame as the master emotion of everyday life. *Journal of Mundane Behavior* 1(3): 303–324.
- Scheler M (1994 [1915]) *Ressentiment*. Translation by Coser LB and Holdheim WW. Milwaukee, WI: Marquette University Press.
- Smith ER and Mackie DM (2015) Dynamics of group-based emotions: Insights from intergroup emotions theory. *Emotion Review* 7(4): 349–354.
- Starrin B (2013) Stigma, skam, och fattigdom. In: Karlsson LB, Kuusela K and Rantakeisu U (eds) *Utsatthet, marginalisering, och utanförskap*. Lund: Studentlitteratur, S. 75–95.

- Strawson PF (1974) *Freedom and Resentment and Other Essays*. London: Methuen & Co Ltd.
- Sullivan GB (2014) Collective pride and collective arrogance in organizations. In: Sullivan GB (ed) *Understanding Collective Pride and Group Identity*. London: Routledge, S. 80–92.
- Swank D and Betz HG (2003) Globalization, the welfare state, and right-wing populism in Western Europe. *Socio-Economic Review* 1: 215–245.
- Tangney JP and Dearing RL (2002) *Shame and Guilt*. New York: Guilford.
- Tracy JL and Robins RW (2007) The psychological structure of pride: a tale of two facets. *Journal of Personality and Social Psychology* 92: 506–525.
- Turner JH (2007) Self, emotions, and extreme violence: extending symbolic interactionist theorizing. *Symbolic Interaction* 30: 501–530.
- van Stekelenburg J and Klandermans B (2007) Individuals in movements: A social psychology of contention. In: Klandermans B and Roggeband CM (eds) *The Handbook of Social Movements across Disciplines*. New York: Springer, S. 157–204.
- von Beyme K (1988) Right-wing extremism in post-war Europe. In: Von Beyme K (ed) *Right-Wing Extremism in Western Europe*. London: Frank Cass, S. 1–18.
- von Scheve C (2015) Societal origins of values and evaluative feelings. In: Brosch T and Sander D (eds) *The Handbook of Value*. New York: Oxford University Press, S. 175–195.
- von Scheve C, Zink V and Ismer S (2016) The blame game: economic crisis responsibility, discourse and affective framings. *Sociology*, 50: 635–651.
- Wacquant L (2010) Crafting the Neoliberal state: workfare, prisonfare, and social insecurity. *Sociological Forum* 25: 197–220.
- Walker R (2014) *The Shame of Poverty*. New York: Oxford University Press.

Werts H, Scheepers P and Lubbers M (2012) Euro-scepticism and radical right-wing voting in Europe, 2002–2008: Social cleavages, socio-political attitudes and contextual characteristics determining voting for the radical right. *European Union Politics* 14(2): 183–205.

Wodak R (2015) *The Politics of Fear. What Right-Wing Populist Discourses Mean*. London: Sage.

Wodak R and Forchtner B (2014) Embattled Vienna 1683/2010: Right-wing populism, collective memory and the fictionalization of politics. *Visual Communication* 13: 231–255.